



Menschlichkeit großgeschrieben

Wie wir Pionierarbeit leisteten und uns selbst abschaffen konnten

von Traude Veran

1. In einer kleinen deutschen Stadt

Es begab sich zu Beginn der Siebzigerjahre in einer deutschen Kleinstadt. Zufällig lebte ich damals dort. Allen Menschen ging es ganz ausgezeichnet. Allen? Nein! Einigen unbeachteten Minderheiten ging es ganz miserabel.

Da waren z. B. die Mädchen im Fürsorgeheim, etwa zwanzig Schülerinnen zwischen sechs und sechzehn Jahren. Die langjährige Heimleiterin ging in Pension, eine junge Sozialarbeiterin übernahm das Heim und ich wurde halbtags als Psychologin angestellt. Uns stiegen die Graubirnen auf: Die Mädchen waren von der Außenwelt völlig abgeschottet, wurden im Haus von einem fast Siebzigjährigen nach Sonderschullehrplan unterrichtet und im Übrigen auf ein Leben quasi im 19. Jahrhundert vorbereitet, so mit wadenlangen Kittelschürzen und Ziegen-Melken.

Wir wollten alles ändern. Natürlich sagte man uns voraus, dass Mord und Prostitution über die Stadt hereinbrechen würden und es gab Stimmen, die unsere sofortige Entlassung forderten. Aber wir gewannen auch mächtige Befürworter.

Gleich zu Beginn brachten wir die Lokalpolitiker dazu, eine Hälfte unseres landwirtschaftlich nun nicht mehr genutzten Grundstücks als Bauplatz für eine Geschützte Werkstätte zu widmen. Sie hatten seit Längerem einen solchen gesucht. Dies sorgte für Besorgnis bei den Verantwortlichen: Würde der Anblick der geistig Behinderten unsere labilen Mädchen nicht vielleicht traumatisieren? Das sehr fröhliche gemeinsame Eröffnungsfest im Jahr darauf beruhigte sie.

Am Schuljahresende schlossen wir die Heimschule; nach langen und intensiven Gesprächen mit den örtlichen Schulleitern durften fast alle Mädchen Regelschulen besuchen, nur wenige mussten in die Sonderschule. Mit sehr viel Nachhilfe und der einen oder anderen Klassenwiederholung kamen letztlich alle weiter.



Christine Nyirady: *Die Botschaft des Engels* (Ausschnitt); Mischtechnik

Dann begannen wir, uns selbst abzuschaffen. Durch intensive Arbeit mit den Angehörigen konnten wir eine größere Anzahl von Mädchen im Laufe von drei Jahren in ihre Familien zurückführen. Für andere fanden sich Pflegeeltern, zwei heirateten (ihre Wahl begeisterte uns weniger). Die Köchin ging in Pension, die Erzieherinnen fanden andere Stellen. Wir sperrten zu. Die Stadtverwaltung freute sich, dass ein schönes Grundstück an sie zurückfiel.

Also war ich wieder frei und konnte mich neuen Aufgaben widmen. In meiner Privatpraxis betreute ich vor allem legasthenische Kinder und hatte ständig damit zu kämpfen, wie wenig die Lehrerinnen und Lehrer über diese Störung wussten. Manche vermeintlich sonderschulbedürftigen Kinder, vor allem Buben, erwiesen sich als hochbegabt; andere waren aggressiv oder depressiv und hatten kein Selbstvertrauen, weil ihnen niemand erklären konnte, wieso sie nichts weiterbrachten. Die letzte Ausrede war dann meist: einfach zu faul zum Üben.

Mit Hilfe der Volkshochschule startete ich mit Anzeigen in der regionalen Presse eine Aktion zur Erfassung von legasthenischen Schülern – es meldeten sich weit über 100 Familien. Wir, zwei Psychologinnen, zwei Lehrerinnen, eine Kinderärztin und ein Neurologe, erstellten umfassende Diagnosen sowie Lehrpläne für etwa 80 Kinder; beim Rest schlugen wir andere Maßnahmen vor. Parallel dazu bildete ich an der Volkshochschule Lehrer für den Förderunterricht aus, die dann, ebenfalls an der VHS, kostengünstige Kurse anboten. Einige schwer beeinträchtigte Kinder brauchten Einzelförderung; die Stadt übernahm – ächzend – die Anteile der Kosten, welche die Eltern nicht aufzubringen vermochten.

Als ich ein Jahr später ins Burgenland zog, liefen die Kurse gut, es kamen, durch Mundpropaganda aufmerksam geworden, immer wieder neue Kinder dazu. Und die Schulbehörden fingen, auf unsere Aktion aufmerksam geworden, gerade an, ihr Lehrpersonal selbst auszubilden. Ich konnte beruhigt Abschied nehmen.



Allerdings fiel es mir schwer, mich von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zu trennen, mit denen ich einige Jahre lang eine verschworene Gemeinschaft gebildet hatte.

2. Wie es zum ersten österreichischen Schulversuch „Integrierte Klasse“ in Oberwart kam

Vorgeschichte

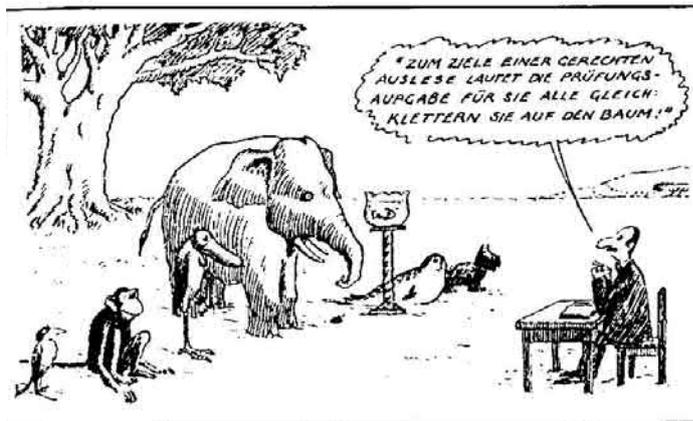
1976 kam ich als Schulpsychologin nach Oberwart. Das Burgenland war im Aufbruch, in Bezug auf Bildung, Kultur und Infrastruktur weit vorangeschritten, im sozialen Bereich aber gab es bei uns im Südburgenland nur ein paar überlastete Einzelkämpfer.

1979 begannen Brigitte Leimstättner, Sonderschullehrerin, ihr Freund Peter Wagner, Schriftsteller, und ich an einem Projekt zur Integration behinderter Kinder in der Regelschule zu arbeiten; es sollte uns die nächsten zehn Jahre in Atem halten und schließlich weit über das Bundesland hinausreichende Veränderungen der Schullandschaft bewirken.

Wir kümmerten uns zunächst um den Istzustand, wobei wir keinerlei Unterscheidung nach der Art oder dem Grad der Behinderung trafen. „Integration ist unteilbar“ war unser Motto. Das einzige Kriterium sollte sein: Kann dieses konkrete Kind in dieser konkreten Situation ausreichend gefördert werden, ohne andere (Kinder und Erwachsene) zu überfordern?

Als erstes mussten wir erfahren, dass es im Südburgenland so gut wie keine ärztliche Betreuung behinderter Kinder gab. Hilfen für die Familien stellten in geringem Ausmaß die (überforderten) Fürsorgerinnen zur Verfügung. In den Kindergärten lief die Integration mit der Anstellung von Sonderkindergärtnerinnen schon recht gut. In den Schulen konnten wir körperbehinderte und sehgeschwache Kinder, die nicht in ein Internat kommen sollten, mit einiger Unterstützung und vor allem mit Informationen, was alles die Behörden auf diesem Gebiet schon zur Verfügung stellten, eingliedern. Für lernschwache und geistig behinderte Kinder sah es aber anders aus: Waren doch die Sonderschulen gerade erst exzellent ausgebaut worden.

Im Juni 1980 inszenierte Peter Wagner eine zehntägige kulturell-soziale Aktionsreihe in Oberwart unter dem Titel „ausnahmsweise oberwart“. Einer der Schwerpunkte war die Errichtung eines Jugendzentrums in Oberwart, ein anderer das Thema „behindert sein“. Neben der Ausstellung zum Thema, konzipiert und betreut von Brigitte, einem körperbehinderten Sozialarbeiter, einem ebensolchen Jugendlichen und mir, gab es allerhand Events und Diskussionen sowie



Inklusion

Shuttlebusse, um die Menschen zu den Veranstaltungen zu bringen.

Unser Ziel war, die Besucher nicht nur mit der Thematik „Behinderung“ zu konfrontieren, sondern sie auch möglichst umfassend über Dienstleistungen im sozialen Bereich zu informieren. Wir dachten dabei an rechtliche Fragen ebenso wie an medizinische, an finanzielle ebenso wie an den Bereich der Ausbildung, des Arbeitsplatzes und der Freizeitgestaltung. Wir konnten eine große Anzahl von Unterlagen verteilen.

Inform Oberwart 1981

Für unser Schulprojekt mussten wir – weit über die mit der Ausstellung erreichten Menschen hinaus – interessierte Personen und ansprechbare Organisationen finden. Wir entschlossen uns also, mit einem Infostand auf der Oberwarter Wirtschaftsmesse *Inform* weiterzumachen. Dazu listeten wir alle sozialen Einrichtungen, die wir fanden, auf. Neben Bundes- und Landesdienststellen waren Privatinitiativen vertreten, es gab Elternvereine und Heime, Rehabilitationseinrichtungen und Beratungsdienste. Achtzehn von ihnen machten mit, neun nahmen an den monatlichen Treffen teil. Wir verbrachten den Winter damit, eine Ausstellung zu konzipieren. Das war langwierig und eher deprimierend, weil wir, auf dem Gebiet blutige Anfänger, uns nicht recht vorstellen konnten, wie alles ablaufen sollte.

Die Stadtgemeinde sagte uns eine große Rasenfläche zu, das Rote Kreuz stellte Zelte zur Verfügung, die katholische Stadtpfarre Stellwände. Der Leiter eines Tageszentrums unterstützte uns mit praktischem Wissen. Und plötzlich erstand aus dem Papierwust, keiner wusste genau wie, ein Konzept.

Wir besaßen drei Zelte. Vorne standen die Schautafeln, von jeder Institution nach eigenen Vorstellungen gestaltet. Dahinter stellte eine Hilfsmittelfirma ihre Geräte aus. Ganz zum Schluss kam das Medienzelt. Und im Blickpunkt der Besucher schuf ein querschnittgelähmter Serpentschleifer seine Kunstwerke.



Die ersten beiden Tage waren völlig verregnet, was weder unseren papierenen Unterlagen noch der Optik der ohnehin grauen Zelte guttat. Unser so liebevoll gestaltetes Ambiente lag in düsterem Halbdunkel, triefend und einsam. Vom dritten Tag an war uns der Himmel aber gewogen. Besonders an den Werktagen gab es außerordentlich fruchtbare Gespräche. Da war auf der *Inform* weniger los, und es blieb den Besuchern genug Zeit, um sich auf Umwegen an ihre eigentlichen Fragen heranzutasten.

Dass wir qualitativ gut arbeiteten, Vertrauen gewannen und wichtige Informationen geben konnten, war uns allen bewusst. Bezüglich der Menge an Besuchenden hatten wir aber zu große Hoffnungen gehegt. Und kaum jemand wollte sich unsere Filme und Dias anschauen.

Wir hatten gedacht, wir würden vor allem mit älteren Leuten ins Gespräch kommen, aber das war nicht der Fall. Im Großen und Ganzen bereiteten uns die über Dreißigjährigen wenig Freude. Hingegen interessierten sich auffallend viele Jugendliche und junge Erwachsene für unsere Arbeit. Mehrere boten auch Hilfe und Mitarbeit an oder fragten, welche Möglichkeiten des sozialen Engagements, welche Ausbildungen auf diesem Gebiet es gäbe.

Treff•sozial, Inform 1982/83

Nach dem Ende der *Inform* trafen wir einander Ende September zur Manöverkritik. Nach allgemeiner Meinung hatten wir zu viel angeboten. In unserer Unerfahrenheit wollten wir alles zeigen, was wir hatten. Es gab keinen Blickfang und unsere Überfülle hat die Besucher verwirrt. Außerdem sah das Ganze, großteils in Eigenregie gebastelt und vom Regen unfreundlich behandelt, nicht besonders ansprechend aus.

Wir beschlossen, erschöpfende Auskünfte nur mehr in Einzelgesprächen zu geben. Im Übrigen wollten wir eine Atmosphäre ruhiger Gesprächsbereitschaft schaffen und nicht so viel Infomaterial durch die Gegend streuen.

Viele Kinder auf der *Inform* hatten wenig Freude daran gehabt, um irgendwelche Maschinen oder Möbel geschleift zu werden, und fielen ihren Eltern auf die Nerven. Und was taten wir? Wir boten den Besuchern zwar Hilfen für alles Mögliche an, aber keine Lösung für dieses aktuelle Problem. Sollte unser Engagement ernst genommen werden, mussten wir etwas für die Kinder tun.

1982 stellten wir zwei Zelte nebeneinander, ein Infozelt und ein Kinderzelt. Im Infozelt stand eine einzige große Übersichtstafel, auf der in bildlicher Weise dargestellt war, für wen bzw. für welche Fragen wir uns zuständig fühlten. Es gab Kaffee, Tischchen und Stühle für die Gespräche sowie Infoblätter zum Mitnehmen.

Das Kinderzelt wurde ein Hit. Die Verkleidungskiste übte ebenso große Anziehungskraft aus wie Fingerfarben und Ölkreiden. Kasperltheater animierte die Kleinen zum eigenen Spiel mit den Handpuppen. Zu lauter Weltmusik tanzte ich mit dem kleinen Volk mitten auf der Durchgangsstraße. Aber vielen Kindern erlaubten die Eltern nicht, zu bleiben. Das war nicht nur Besorgnis wegen der Fingerfarben: Manche Besucher gerieten sich geradezu feindselig. Wir waren ihnen vermutlich zu „alternativ“.

Die großen Dienste und Vereine waren von unserer Idee so angetan, dass sie sich 1982/83 nacheinander selbstständig machten und in Halle D professionelle Kojen aufbauten. Bei Fragestellungen, für die man da oder dort nicht zuständig war, konnte man die Ratsuchenden im kurzen Wege weiterreichen.

Die Zielsetzung der sozialen Information war zwar immer noch dieselbe, doch boten wir sie 1983 weniger aktiv an. Wir hatten erfahren müssen, dass sich Messebesucher nicht gern mit Problemen belasten, dass sie die *Inform* mehr oder weniger als Volksfest erleben und Sorgen in dieser Zeit verdrängen wollen. Wir fühlten uns nicht befugt, die Menschen mit der Nase darauf zu stoßen, dass vielleicht nicht alles Gold war, was da glänzte.

In diesem Jahr nahm die Kinderbetreuung einen wesentlich größeren Umfang an. Ein echter Kindergarten erschien unentbehrlich.

Kinderinform 1984

Der engere Mitarbeiterkreis war 1984 mit dem viel größeren Projekt der schulischen Integration mehr als ausgelastet, also verzichteten wir auf den *Inform*-Stand – fast alles war ja in Halle D zu erfragen.

Einen eingezäunten Spielplatz mit Geräten unter Aufsicht von drei Kindergärtnerinnen stellte die Stadt Oberwart bei. Es war zwar immer eine Auskunftsperson für soziale Fragen anwesend, aber unser Infozelt schrumpfte auf ein Minimum.

Die Folgen

Unser übergeordnetes Projekt, der Schulversuch „Integration behinderter Kinder in die Regelschule“, ist 1993 für die Grundschule und einige Jahre später für die Mittelstufe per Gesetz aus dem Versuchsstadium befreit und ins Regelschulsystem aufgenommen worden. Unser Ziel war aber, faire Chancen nicht nur für behinderte, sondern für alle Kinder zu schaffen, insbesondere auch für sozial benachteiligte. Weiterentwicklungen wie die Neue Mittelschule, die Sonderpädagogischen Zentren und die Ausbildung von Junglehrern in Teamteaching und individueller Förderung zeigen, dass unsere zunächst bekämpften Gedanken inzwischen in der Pädagogik selbst-



verständlich geworden sind. Dass die Praxis so ihre Tücken hat und nicht alles auf Anhieb gelingt, darf nicht entmutigen.

Darüber hinaus aber haben wir in der Szene noch so manches andere bewirkt. Die *Kinderinform* gibt es zwar nicht mehr, dafür eine Reihe von damals entstandenen Initiativen, Vereinen und offiziellen Stellen, an die sich behinderte Menschen und ihre Angehörigen wenden können.

Aus dem 1980 gegründeten Jugendhaus wurde das Kulturzentrum Offenes Haus Oberwart (OHO). Und einige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter haben ihr persönliches oder berufliches Glück gefunden. Eine ausführlichere Darstellung unserer Arbeit folgt in einer der nächsten Ausgaben dieser Zeitschrift.

Dr. Traude Veran (früher: Schleichert), geb. 1934 in Wien, ist Kinder- und Sprachpsychologin und gelernte Fürsorgerin. Sie übte ihren Beruf fast 40 Jahre in Praxis, Theorie und Lehre aus. Ihre Hauptanliegen waren die Miteinbeziehung von Randgruppen sowie lustvolles Lernen. Seit der Pensionierung hat sie eine zweite Laufbahn als Schriftstellerin eingeschlagen (www.letternfilter.at).

FRAGLICH

von Eva Kittelmann

Früher, als sie noch Mitleid sagten, als das Erbarmen noch umging im Unschlaf der Dörfer, der Wälder, auf Plätzen, als gotisch noch Schreie der Glocken zwischen Granada & Meissen fünfmal am Tag in den Himmel aufflogen; früher, als alles ein Kreuz war & sie Minarette nicht nach Metern zu messen begannen, hätten sie Einen wie dich noch erkannt, hätten dich Armen vom Pflaster zu lösen getrachtet. Weg aus den finsternen Ecken glitschiger Gassen, fort vom versinterten ekligen Sprüh der Gargoyles; von grindigen Engeln, Dämonen, Madonnen; hätten dich in ihr Asyl übertragen, in ein sauberes Hotel-Dieu. Früher, ohne die unfrommen Centers der Banken, Boutiques & Bordelle, als sie noch Mitleid sagten & nicht Sozialkompetenz, hockten die Bettler vor den Klöstern & Domen, in denen hungrige Mönche & Nonnen gleicherweis' Nichtse, die Leiden noch zu benennen verstanden.

aus Eva Kittelmann: *Die Quadratur der Verse*, Verlag Bibliothek der Provinz